

Ansprache anlässlich einer Gedenkfeier zur Stolperstein-Verlegung am 20.5.2010 in Berlin (Jiskor –Schawuoth, 2.Feiertag)

Liebe Familie Jansen, liebe Freunde und Freundinnen, verehrte Gäste!

Herzlich darf ich Sie alle willkommen heißen, zu dieser kleinen Gedenkfeier anlässlich der Stolperstein-Verlegung, hier in Berlin-Mitte, in der Berolinastr. 15, ehemals Landsbergerstr. 36, heute am 20. Mai 2010, heute am 7. Siwan des Jahres 5770, wenn wir den Tag mit der jüdischen Datierung benennen.

Heute: ein besonderer Tag ist dies, denn Jüdinnen und Juden feiern heute den zweiten Tag des Wochenfestes, welches hebräisch „Schawuoth“ heißt.

Und am heutigen Vormittag innerhalb des G“ttesdienstes sprach und betete man in den Synagogen das Erinnerungs- und Totengedenkgebet „Jiskor“, das heißt: G“tt, der Ewige, möge sich erinnern.

Doch obgleich der Toten gedenkend, knüpft das Gebet ein so dichtes wie weitgespanntes Netz, die Nächsten mit den Ferneren und alle miteinander im Bund des Lebens verbündend, verbindend. Zunächst im Stillen gedenkt jede und jeder der Verstorbenen der eigenen Familie, der Eltern zuerst, sodann der Großeltern und aller näheren, zuletzt aller weiteren Verwandten der väterlichen und der mütterlichen Linie. Immer mehr Verstorbene werden in der je eigenen Erinnerung aufgerufen und zugleich G“ttes Erinnerung anvertraut: Jiskor, Er, der Ewige, möge sich der Toten erinnern und sie in den Bund des Lebens einbinden, zusammenbinden, zusammen mit den Ervätern und -müttern: mit Awraham, Yizchak und Jaakov, Sara, Rifka, Rachel und Lea – *dort*, im Garten Eden.

Und die Stille der einzelnen Gebete geht über in den Gesang des Chasan, des Vorbeters, der das Gebet nun aufs Ganze aller Seelen der Verstorbenen hin weitert:

El Male Rachamim, G“tt, voll des Erbarmens, möge sich aller Toten des Hauses Israel annehmen. Tröstliche Bilder, biblische Bilder evoziert das Gebet: geborgen im Schatten Seiner Flügel und unter den Fittichen Seines Schutzes, nun endlich unbedroht und unerreichbar für den mörderischen Juden Hass, himmelssphärenhoch entronnen und gerettet – *dort*, im Garten Eden.

Aber auch dies erinnert das Gebet, dass *hier* eben kein Entrinnen und keine Rettung waren. Lager des Massenmordes werden aufgerufen: Auschwitz, Buchenwald, Dachau, Bergen-Belsen, Majdanek, Treblinka – seit einigen Jahren ist vielerorts Babi Yar ins Gebet eingefügt worden, um mit diesem Ort des Grauens, gleichsam stellvertretend, an die unvorstellbaren Ausmaße der Shoa auch auf dem Boden der ehemaligen Sowjetunion zu erinnern.

„Sachor!“- „Erinnere Dich!“, ein ethischer Imperativ, der G“tt und Menschen eint, er richtet sich an beide, verbindet beide. Und das Gebot der Erinnerung hat zwei Aufträge: nach seiner negativen Seite will es dem Vergessen entgegenarbeiten:

Vergiss nicht, das heißt: überantworte das Gewesene nicht der Dunkelheit des Vergessens, denn in dieser Nacht sind alle Geschichten gleich-grau, gleich-gültig, gleichgeschaltet nichtig. Wir sagen es ja auch zu Recht: wer das Vergangene vergisst und der Toten nicht gedenkt, der tötet sie erneut und überantwortet sie dem endgültigen Tod.

Nach seiner positiven Seite hin fordert uns das Gebot auf: „Gedenke“, „denk nach“.

„Denk nach, wie es gewesen ist“. So verweist es uns aufs Konkrete. Wer sich erinnert, will sich genau und konkret erinnern, nichts soll da gleichgültig oder ungefähr bleiben,

alles bedeutsam-besonders werden. Selbst wissenschaftlich geklärte Historie bleibt dergestalt neugierig und lebt von jenem Impuls und Trieb konkreten Erinnerns.

Im Englischen besagt das Verb „to remember“ das eben Gemeinte: *re-member*, Zusammenfügen der Glieder, members, der vereinzelt-Besonderen zu einem vielgliedrigen Ganzen.

Nun, lieber Herr Jansen, am Anfang unserer gemeinsamen Arbeit, die vor gut einem Jahr begann, im Nachgang unserer Tagung „Sag bloß nicht, daß Du jüdisch bist“ hier in Berlin, am Anfang hatten wir nur zwei, drei Namen und Ihre konkrete, warmherzige Erinnerung an Ihren jüdischen Großvater Erwin Naphtali. Und nun nach gut einem Jahr gemeinsamer Arbeit und glücklich gefügter Recherche stehen wir doch vor einem farbigen Bild, wenngleich es, natürlich, noch weiße Flecken aufweist, es Unerforschtes und noch zu Klärendes gibt. Das Gebot „Erinnere Dich“ hat uns noch nicht entlassen und wird uns auch über diesen Tag hinaus weiter antreiben.

Wir, Sie und ich, haben diskutiert, welchen Tag wir für die kleine Gedenkfeier anlässlich der Verlegung der *Erinnerungszeichen* von vier Stolpersteinen für den jüdischen Zweig Ihrer Familie wählen sollten.

Letztlich gab uns das Verfolgungsschicksal zweier Menschen, derer wir mit den Steinen gedenken, den Wink: Denn am 19. Mai 1943 kamen die Deportierten Jettel und Wolfgang Naphtali, Mutter und Sohn, mit einem Transport, der am 17. Mai aus Berlin abgegangen war, im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau an, um, wie wir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit annehmen müssen, am selben Tag des 19. Mai 1943 ermordet worden zu sein. Und wie für so viele abertausend andere ermordeter Juden und Jüdinnen war dort niemand, der Kaddisch oder Jiskor (Schawuoth 1943 fand ungefähr Anfang Juni statt, da Pessach 1943 am 19.4. begann, vgl. Warschauer Ghetto-Aufstand, der am Abend des 19.4. 1943 begann) sagte, wurden Mutter und Sohn doch wie so viele von der Rampe direkt ins Gas getrieben, zu Asche verbrannt, spurlos, als wären sie nie gewesen, als sollten sie nicht gewesen sein.

Ob der Überlebende, Ihr Großvater Erwin Naphtali, für seine Ehefrau und für seinen 11jährigen Jungen je Kaddisch oder Jiskor sagen wollte oder konnte, das wissen wir nicht.

Wie so viele Verfolgte schwieg er nach 1945 weitgehend über sein Verfolgungsschicksal und auch das seiner nächsten Angehörigen, wenngleich sein Blick wohl immer ein Bild, eine Spur der Vermissten z.B. in Dokumentationsfilmen über die Lager des Grauens und der Vernichtung suchte - so hat es Ihnen, lieber Herr Jansen, Erwins zweite Frau, Ihre nichtjüdische Großmutter Martha erzählt.

Wie gesagt, hier hat unsere Erinnerung und unser Wissen-Wollen eine unüberwindliche Grenze, denn von den *verschwiegenen* Erinnerungen der Toten sind wir getrennt, sie sind uns bleibend entzogen.

Aber dieses doch konnten wir tun und haben es heute Morgen im Verlauf des Gottesdienstes in der Synagoge der Rykestraße, es war auch Erwins Synagoge, getan: Das Jiskor-Gebet leise mitgebetet, für Wolfgang und Jettel Naphtali, für deren Mutter Helene Weiß, für Erwin Naphtali und seinen Bruder Arthur. Und so ein Zeichen der Erinnerung gesetzt, die jüdischen und jüdisch herkunftigen Glieder der Familie Naphtali mit allen Verstorbenen des Hauses Israel verbindend, im Gedächtnis der Lebenden, welche Amen sagen.

Auch *Stolpersteine* sind Erinnerungszeichen, auch sie verbinden persönlich-Familiäres, von welchem Name, Geburtstag, Deportations- und Todesdatum überwiegend privater Personen Zeugnis geben, mit der allgemeinen Sphäre der Öffentlichkeit. „Veröffentlicht“ auf den Gehwegen, kann man über die Steine hinweggehen, sie übergehen, aber auch stehenbleiben, verweilen, zu fragen beginnen, staunen und traurig sein: „Schau `mal, hier haben 8 Personen gelebt, die alle nach Lodz verschleppt wurden und deren Spur sich dort verliert...ich wußte ja gar nicht, dass hier auch Juden wohnten“.

Oder die öffentliche Rede beginnt, weil weitere Passanten, Schlußstrichmentalisten vielleicht, sich dazugesellen und ein Disput anhebt.

Oder die Steine stiften ein Band zwischen den Generationen, weil Schülerinnen und Schüler im Rahmen einer Projektwoche im Fach Geschichte nachforschen, wie aus denen, die eben noch Nachbarn waren, verfolgt-Verfemte wurden, bis man sie endlich auf Lastwagen lud und verschleppte. Am Ende und zum Abschluß des Projektes übernehmen die Schülerinnen und Schüler die Patenschaft für 3 Stolpersteine, mit welchen sie an drei der Ermordeten, deren Leidensweg sie recherchiert haben, erinnern.

„Kann man Stolpersteine *einweihen*?“ Wir haben diese Frage im Vorfeld dieses Tages diskutiert und sind mehr auf Fragen denn auf Antworten gestoßen.

Fragen wie etwa diese:

Wer beauftragt uns letztlich, solche öffentlichen Zeichen der Erinnerung zu setzen?

Wem sind wir verpflichtet?

Zu welchem Zweck setzen wir die Steine?

Welche Öffentlichkeit meinen wir, wenn wir von „Einweihung“ sprechen?

Auf die Frage nach der Beauftragung haben Sie, lieber Herr Jansen, wie etliche andere Initiatoren der Verlegung von Stolpersteinen auch, geantwortet: meinen toten Verwandten.

Und ich nehme dies auf und führe es fort: die Toten nehmen uns in die Pflicht und erteilen uns einen Auftrag, denn sie haben ein Anrecht auf unser Gedächtnis und auf unsere Erinnerung.

Und die zukünftigen Generationen?

Haben nicht auch sie eine berechtigte Forderung an uns, die Gegenwärtigen?

Nämlich diese, verlässliche Boten der Erinnerungen zu sein und das Gehörte, Erzählte, Erforschte festzuhalten und zu tradieren, auf dass der Strom des Gedächtnisses nicht unterbrochen werde.

„Sachor!“- „Erinnere Dich!“, wie alle anderen Gebote oder Weisungen im Judentum auch dient der Imperativ des Eingedenkens dem Leben, vielleicht sogar in herausgehobener Weise.

Denn Erinnerungen sind so etwas wie die Lebensnervenbahnen Israels, einzelne Personen und Familien mit dem ganzen Volk, vergangene Generationen mit den zukünftigen und endlich ganz Israel mit seinem G“tt verbindend. Und wenn Er vergißt, so erinnert Ihn sein Volk, vergißt es, so mahnt und erinnert Er - in einer Lebensgemeinschaft der Treue ist das so.

Erwin Naphtali, dessen Stolperstein des einzigen Überlebenden der hier erinnerten vier Personen gedenkt, wußte etwas von Treue.

1938, im Jahr der Pogromnacht, im selben Jahr, als sich die Situation für die jüdische Bevölkerung im Reich eklatant verschlechtert und ein neuer Abschnitt der Ausgren-

zung und Verfolgung einsetzt, in eben diesem Jahr bekennt sich Erwin Naphtali durch Eintritt in die jüdische Gemeinde zu Berlin offiziell zu seinem jüdischen Vater, zu seiner jüdischen Ehefrau und zu den jüdischen Verwandten seiner Ehefrau Jettel.

Von nun an gilt er, der zufolge der – Sie verzeihen mir, dass ich nun die rassistische Nomenklatur der Nazis aufrufen muß – antisemitischen Stigmatisierungsskala bisher „nur“ als „Mischling ersten Grades“ bzw. als „Halbjude“ eingestuft war, als sog. Geltungsjude und ist schon deshalb gefährdeter als zuvor.

Auch der einzige Sohn Wolfgang ist Mitglied der Synagogengemeinde zu Berlin.

Erwins Bruder Arthur, kinderlos mit einer reichsdeutschen-nichtjüdischen Ehefrau verheiratet, scheint nach allem was wir recherchiert haben, ohne schlimmere Repressalien überlebt zu haben, entgegen aller historischen Allgemeinheit wird und bleibt er sogar Wehrmachtssoldat (und gerät mit Kriegsende in britische Kriegsgefangenschaft), obgleich Hitler am 12. Oktober 1942 per Erlass verfügt hatte, dass alle sog. Halbjuden aus der Wehrmacht zu entlassen und bis zum 31. 12. 1944 auch alle einstmals erteilten Sondergenehmigungen für besonders verdienstvolle „Halbjuden“ in der Wehrmacht zu annullieren seien.

Arthur Naphtali gehörte wohl zu den besonderen Ausnahmen, die es trotz allem ab und an gab, trotz einer totalen-totalitären Verfolgungs- und Vernichtungsmaschinerie.

Fast will es scheinen, als bekunde sich in solchen *Ausnahmen* das Besondere und Unverrechenbare einer Person, ihr „Ineffabile“ (Unerfaßliche), welches anders denn als Ausnahme vom Allgemeinen, also gleichsam als negatives Deckbild wahrer Individualität, nicht sein kann, nicht in solchen Zeiten, die alles und alle gleichzuschalten und was nicht sich fügte und anders war auszumerzen trachtete. Und vielleicht sind wir auch deshalb so anhaltend und jenseits des Grundes, dass ihrer weniger werden, an den Erzählungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen so interessiert und von ihnen fasziniert, weil wir in diesen Erinnerungen, in den konkret-besonderen Details, die trotz mancher Ähnlichkeit und Vergleichbarkeit die Lebensläufe unterschieden halten, ein Unterpfand des Widerstandes wie der Hoffnung haben.

Wie wir wissen, konnten in Berlin wenigstens einige Tausend als Juden verfolgte Personen untertauchen, die Schätzungen bewegen sich zwischen 5000-7000 Personen. Bei Kriegsende konnten 1.700 Überlebende, die untergetaucht überlebt hatten, namentlich festgestellt werden, doch steht zu vermuten, dass es in den Jahren zuvor weitaus mehr waren (etliche kamen in den Bombardements um, viele wurden entdeckt, verraten und deportiert, ermordet, daher die Differenz).

Die historische Forschung entdeckt „täglich“ neue Versteck-Schicksale, so die Auskunft der Gedenkstätte „Stille Helden“ hier in Berlin auf meine Anfrage nach dem neuesten Stand (Frau Dr. Beate Kosmala und Frau Barbara Schieb). Das letzte und einschneidende Datum bzw. Signal zum Untertauchen ist mit der sog. Fabrikaktion 1943 gegeben. Mit dieser reichsweiten Aktion wird der Raum endgültig versiegelt, in dem man als Jude oder Jüdin legal bis dahin noch leben können, von nun an waren alle, die nach der Nazi-Terminologie als „Volljuden“ galten (auch eben die in sog. Mischehen, vgl. „Rosenstraße“, und auch die sog. Geltungsjuden einschließend), gänzlich rechtlos und der baldigen Deportation ausgeliefert. Mit der Fabrikaktion werden die sog. Volljuden deutlich von den „Mischlingen ersten Grades“ getrennt; letztere kommen nun dergestalt ins Visier, sie unter dem Gesichtspunkt zu sortieren, ob denn mehr der „deutsche“ oder mehr der „jüdische Blutsanteil“ ins Gewicht falle.

Im Zuge der Aktion werden zwar 11.000 Personen deportiert, aber weit mehr Personen, die als „volljüdisch“ klassifiziert sind, arbeiten in den Berliner Betrieben. Sie entziehen sich, indem sie untertauchen, sodass Goebbels wütend feststellen muß:

„4.000 sind uns durch die Lappen gegangen“.

Auch Erwin, Jettel und Wolfgang Naphtali erhalten im Zuge der Fabrikaktion im Februar 1943 den Deportationsbefehl und werden in das Sammellager in der Großen Hamburger Straße gebracht; Erwin Naphtali, der dort an Scharlach erkrankt, taucht nach seiner Genesung im Jüdischen KH - und nachdem ihn seine nichtjüdische Mutter aus dem Sammellager (er mußte nach seinem KH-Aufenthalt in die Gr. Hamb. Str. zurückkehren) herausholen konnte -unter.

Wir wissen (noch) nicht genau, wie er im Versteck überleben konnte, wer ihm half und ihn unterstützte, wie es seiner Mutter möglich war, ihn aus dem Sammellager zu befreien und damit vor der tödlichen Deportation zu bewahren.

Auch in dieser Frage sind wir also aus dem ethischen Gebot der Erinnerung noch nicht entlassen; bisher ist der Name Erwin Naphtali in der Gedenkstätte „Stille Helden“ nur mehr eine erste Notiz, der die konkrete Geschichte noch fehlt.

Die kleine persönliche Gedenkschrift, die Sie, lieber Herr Jansen, zusammen mit Ihren beiden Töchtern für den heutigen Tag fertiggestellt haben, endet auf ihrer letzten Seite mit dem Erinnerungsbild eines 12jährigen Jungen, das uns der ehemalige Häftling Dr. Otto Wolken überliefert. Während einer Selektion am 1.8.1944 in Auschwitz-Birkenau werden 30 Häftlinge, Halbwüchsige, ausgesondert und ins Gas getrieben. Viele der Jungen beginnen zu weinen. Da springt ein 12jähriger Junge nach vorne und ruft: „Weint nicht, Kinder! Seid mutig! Ihr habt gesehen, wie man eure Mütter und Väter ermordete. Habt keine Angst vor dem Ende! Heute gehen wir in den Tod, aber wir sind sicher, daß auch die“ – und dabei zeigt er auf die SS-Männer – „bald verrecken werden.“

Solche Erinnerungsbilder sind dazu angetan, sich von der konkreten Gestalt, hier: ein 12jähriger Junge im August 1944, zu lösen und sich als tröstende oder vielleicht ermutigende Vorstellung mit anderen Ermordeten zu verbinden, zumal wenn wir so wenig oder fast gar nichts über ihre letzte Leidenzeit und die Umstände ihres Todes wissen, zumal wenn die Toten unsere Nächsten sind.

Und dies ist auch gewiß nicht nur verständlich, sondern legitim, solange wir dessen inne sind, dass es *unsere Vorstellungen* sind, mit welcher wir gegen das Schweigen und die Leere angehen möchten.

So gehört zum Ethos der Erinnerung auch die Wahrung dieser Differenz, es könnte sich anders als von uns gewünscht und ausgemalt zugetragen haben. Ihnen, den Toten, mit uns, den Lebenden, nicht zu nahe zu treten, ist eine Forderung, die jene rechtens an uns haben.

Die Schranke allerdings für das, was wir wissen und erinnern können, unser Nicht-Wissen und Nicht-Erinnern-Können ist so wenig das Gegenteil des Erinnerns denn vielmehr dessen legitimer Teil.

Brigitte Gensch